

Solvej Balle

# ÜBER DIE BERECHNUNG DES RAUMINHALTS

I

*Aus dem Dänischen  
von Peter Urban-Halle*



Matthes & Seitz Berlin

## # 122

Ich erkenne es an den Geräuschen. Es ist derselbe Tag. Wieder bin ich im Gästezimmer aufgewacht, und wieder hat sich Thomas durch sein morgendliches Muster bewegt, die Rohre haben gesummt, Herd und Kühlschrank haben ihre Geräusche von sich gegeben. Gleich geht Thomas einkaufen und kommt mit seinen Tüten zurück, und während er fort ist, werde ich in die Küche gehen und eine Packung Kekse oder Zwieback holen oder was ich sonst finde, denn langsam geht mir der Vorrat aus.

Ich kann hören, dass er sich auf den Novemberregen vorbereitet. Ein schwaches Klirren, wenn er seine Schlüssel hervorkramt, und ein weiches Schaben des Stoffs an der Tapete im Entree, wenn er seinen Mantel vom Haken holt.

Ich habe die Tage gezählt. Es ist mein achtzehnter November #122. Vom siebzehnten hab ich mich weit entfernt, und ich weiß nicht, ob ich den neunzehnten jemals zu sehen kriege. Der achtzehnte aber kommt immer wieder. Er kommt und erfüllt das Haus mit Geräuschen. Dem Geräusch eines Menschen. Er geht im Haus umher, und jetzt geht er hinaus.

Das ist der Grund, warum ich angefangen habe zu schreiben. Weil ich ihn im Haus hören kann. Weil die Zeit aus den Fugen geraten ist. Weil ich im Regal eine Packung Papier gefunden habe. Weil ich versuche, mich zu erinnern. Weil das Papier sich erinnert. Vielleicht haben Sätze etwas Heilendes.

Ich habe am Fenster Platz genommen. Dort liegt ein kleiner Stoß Papier, auf dem steht, dass im Haus ein Mensch ist, den ich hören kann, wenn er umhergeht. Ich habe geschrieben, dass er wartet und dass er auf mich wartet. Ich habe geschrieben, dass die

Zeit aus den Fugen geraten ist. Ich fange an, mich an den Gedanken zu gewöhnen. Ich habe geschrieben, dass ich anfangs, mich an den Gedanken zu gewöhnen und dass Sätze etwas Heilendes haben. Vielleicht.

Aber der Tag ist weiterhin derselbe, und gleich, wenn ich etwas Essensvorrat aus der Küche geholt habe, wenn ich auf der Toilette gewesen bin und mir die Zähne geputzt habe und wenn ich meine Tür geschlossen und mich wieder hingesetzt habe, werde ich Thomas mit seinen Besorgungen zurückkommen hören. Ich werde hören, wie er die Sachen aus seinen Tüten holt und sie dort verstaut, wo sie hingehören. Ich werde hören, wie der Kühlschrank aufgeht und an den Küchentisch stößt. Ich werde ihn oben im Büro hören, in der Küche und im Entree. Ich werde das Geräusch einer Hand oder eines Ärmels hören, die an der Wand an der Treppe entlangstreifen, und ein schwaches »bums« auf den Dielen, wenn er Briefe und Päckchen ablegt.

Ich hatte es schon beim Frühstück gemerkt. Kurz vor halb acht war ich in meinem Zimmer im Hôtel du Lison aufgewacht, neben mir ein nasses Handtuch und an meiner Hand eine Brandwunde, die nicht mehr sonderlich wehtat. Ich nahm schnell eine Dusche und ging hinunter, um zu frühstücken. Ich bestellte Kaffee, bediente mich am Buffet und nahm eine Zeitung mit an meinen Tisch, aber bereits bei einem flüchtigen Blick auf die Titelseite sah ich, dass es dieselbe Zeitung war, die ich gestern gelesen hatte. Als ich am Empfang nach der Zeitung von heute fragte, bekam ich zur Antwort, dass ich die Zeitung von heute doch in Händen hielte, dass heute der achtzehnte November sei und gestern der siebzehnte gewesen war. Selbst wenn ich weiß, ich habe recht, lasse ich mich nur selten auf Diskussionen über derlei Einzelheiten ein, also nahm ich mir eine andere Zeitung von gestern, ging an meinen Tisch und trank meinen Kaffee aus.

Erst als einer der anderen Hotelgäste ein Stück Brot auf den Boden fallen ließ, bekam ich es mit der Angst zu tun. Nicht weil ich nicht wusste, dass sich derlei Zwischenfälle pausenlos in allen Hotels der Welt ereignen, sondern weil genau dieser Gast auch am Tag zuvor und an derselben Stelle im Frühstückszimmer ein Stück Brot hatte fallen lassen. Es war eine Scheibe Weißbrot, in der gleichen Größe, wie sie am Tag zuvor auf den Boden gefallen war, und der Fall geschah in der gleichen Geschwindigkeit, leicht schwebend, langsam genug, um zu zeigen, dass es sich um ein sehr leichtes Stück Brot handelte. Auch die Bewegungen des Gastes waren die gleichen. Das gleiche Zögern, als er sich nach der Scheibe bückte und sich anscheinend nicht schlüssig wurde, was er damit anfangen sollte, nachdem er sie vom Boden aufgehoben hatte. Er war offenkundig zwischen zwei Grundregeln hin- und hergerissen: der einen, die besagte, dass man unverdorbenes Essen nicht wegwirft, und der anderen, die besagte, dass Essen, das aus Schüsseln, Körben und Tellern der Zivilisation gefallen war, als Abfall zu betrachten sei. Jetzt sah ich die gleiche diskrete Bewegung wie am Tag zuvor, als er, nachdem er einen verstohlenen Blick durch den Raum geworfen hatte, sich entschied, das Brot in den Müll-eimer zu schmuggeln und stattdessen ein Croissant zu nehmen.

In dem Augenblick, als ich diese zaudernde Geste sah, wusste ich, dass ich mich in einer Wiederholung befand. Ich wusste noch nicht, dass am nächsten Tag ein weiterer achtzehnter November folgen würde und danach noch einer und noch einer, aber ich wusste, dass etwas schiefgelaufen war.

Dass ich gleich anschließend losging, um im nächsten Kiosk das Datum auf den Zeitungen zu kontrollieren, dass ich darauf einen Geldautomaten ansteuerte, um mit meiner Kreditkarte Geld abzuheben, und dass ich dann zwei verschiedene Hotels aufsuchte, um am Empfang einen Blick auf den Kalender zu werfen, lag

nicht daran, dass ich an meiner Beobachtung zweifelte, sondern ausschließlich daran, dass ich irgendetwas tun musste, um mit meiner Verwirrung fertig zu werden. Die Daten auf den Zeitungen, meiner Bankquittung und den Hotelkalendern bestätigten, dass heute der achtzehnte November war. Auch das Wetter war das gleiche. Als ich frühstückte, hatte es geregnet, aber jetzt hatten sich die Wolken verzogen, und ich durchquerte die nassen Straßen, in denen die ersten Geschäfte aufmachten. Es würde ein kühler, bedeckter Tag mit kurzen sonnigen Abschnitten werden.

Zurück im Hotel rief ich Thomas an. Unter dem Vorwand, vergessen zu haben, wann ich mit Nami Charet in der Bibliothèque 18 verabredet war, wurde mir bestätigt, dass es auch für Thomas der achtzehnte November war. Mein Termin sei am neunzehnten. »Morgen früh«, sagte er, »um elf«, und es war offensichtlich, dass der Tag für Thomas der erste und einzige achtzehnte November des Jahres war, ein neu eröffneter und beinahe ungebrauchter Tag. Der Tag nach dem siebzehnten und der Tag vor dem neunzehnten November, an dem ich wie geplant zurückkommen würde.

Unser kurzes Gespräch machte schnell klar, dass alles, was ich ihm am Abend zuvor von meinem Tag berichtet hatte, weg war, und dass er auch seinen eigenen verregneten Novembertag nicht mehr im Gedächtnis hatte. Seiner Meinung nach war er nicht auf der Post gewesen, weder mit Briefen noch mit Päckchen. Er war nicht an irgendeinem Fluss entlanggelaufen, war nicht von irgendeinem Schauer durchnässt worden und hatte keine Erinnerung an unser Telefongespräch am Abend des achtzehnten. In seinem Gedächtnis hatten sich keine Mitteilungen über meinen Besuch bei Philip Maurel abgelagert, und es gab keine Marie, keinen Gasheizofen, keine Brandwunde und keine Eiswürfel. Es waren keine Informationen über *Eaux potables* oder *Heavenly Bodies* aufzufinden und kein Gespräch über Jocelyn Miron's Unterscheidungen. Es

gab nur unser vorheriges Gespräch. Vom Abend davor. Dem siebzehnten.

Danach saß ich mit dem Rücken an der Wand auf dem ungemachten Bett in meinem Zimmer, das Telefon lag neben mir. Ich hatte meine Fragen behutsam gestellt. Ich wollte ihn nicht beunruhigen, ich wollte nur wissen, ob ich alleine war, und das war ich. Thomas war nicht im achtzehnten November gewesen.

Vielleicht verging eine Viertelstunde, vielleicht eine halbe, bevor ich auf die Bücher aufmerksam wurde. Es war ein kleiner Bücherstapel, der kleiner geworden war. Die Bücher vom achtzehnten waren nicht da. Auf dem Tisch im Zimmer lagen die Bücher, die ich am siebzehnten gekauft hatte, der *Atlas des araignées*, *The Anatomy of Animals* und *Musick of Nature's Birds*. Die *Histoire des eaux potables* und *The Heavenly Bodies* waren verschwunden.

Eine halbe Stunde später ging ich zu den beiden Antiquariaten, in denen ich die Bücher gekauft hatte. Das eine war noch nicht offen, aber als ich wenige Minuten später die Tür des zweiten aufstieß, sah ich sofort, dass Thorntons *Heavenly Bodies* auf dem Regal hinterm Ladentisch stand, wo die Buchhändlerin es am Tag zuvor für mich herausgezogen hatte. Die Dame, die ich des Öfftens auf Auktionen und in ihrem Laden in der Rue Renart getroffen hatte, konnte sich augenscheinlich weder daran erinnern, dass ich am Tag zuvor im Laden gewesen war, noch dass sie mir das Buch bereits verkauft hatte. Ich kaufte das Buch also noch einmal, entschuldigte meine Eile, kehrte zu dem anderen Antiquariat zurück, das mittlerweile geöffnet hatte, und fragte den Inhaber, ob er das Exemplar der *Histoire des eaux potables* habe, das Thomas bei ihm reserviert hatte. Er holte das Buch sofort hervor und erkundigte sich nach Thomas, mit dem er am Tag zuvor gesprochen zu haben meinte. »Gestern«, wie er sich ausdrückte. Dann erwähn-

te er drei andere Bücher, die er mir bei meinem Besuch am Vortag auch gezeigt und die ich schon gesehen und gekauft und die ich gebeten hatte, nach Clairon zu schicken. Diesmal kaufte ich sie nicht, sondern bezahlte die *Histoire des eaux potables*, steckte das Buch in die Tasche zu Thorntons *Heavenly Bodies* und kehrte ins Hotel zurück.

Unterwegs besuchte ich Philips Laden, wo mir seine Mitarbeiterin, die ich als Marie kennengelernt hatte, erzählte, dass Philip eben weggegangen sei und am späten Nachmittag zurückkommen werde. Sie zeigte keine Anzeichen eines Wiedererkennens, und ich wollte nicht auf unserer Bekanntschaft insistieren.

Auf dem Ladentisch fiel mir ein römischer Sesterz ins Auge, den mir Philip am Abend zuvor gezeigt hatte. Er lag neben zwei anderen Münzen in einer durchsichtigen Schatulle. Es war eine Kupfermünze mit dem Porträt von Kaiser Antoninus Pius auf der Vorderseite und einer detaillierten Prägung der Göttin Annona auf der Rückseite. In der einen Hand hielt sie zwei Ähren und in der anderen ein Getreidemaß. Unter einer Lupe zeigte mir Marie die Details und erklärte, das Getreidemaß – ein *modius*, wie sie sagte – weise darauf hin, dass wir hier die Göttin Annona vor uns hätten. Sie war die Göttin der Getreideversorgung, die für die Aufrechterhaltung der kaiserlichen Macht in Rom entscheidend war. Wie viele andere Kaiser musste Antoninus Pius große Mengen an Korn einführen, um Unruhen zu vermeiden, und Annona sei eine wichtige Göttin gewesen, sagte Marie. Dann zögerte sie – aber das wisse ich bestimmt, fügte sie hinzu. Ich nickte, und einen Moment lang empfand ich eine Art Vertrautheit, einen Anflug des Wiedererkennens, vielleicht. Doch ich glaube, ich irrte mich. Es war sicher nur eine Hoffnung meinerseits.

Ich kaufte die Münze und bat, sie als Geschenk zu verpacken. Während Marie sie in eine graublau Schachtel legte und in Papier wickelte, schaute ich mich ein wenig um. Im vorderen Raum stand der große Schreibtisch, an dem wir am Abend zuvor gesessen hatten und auf dem Marie nun damit beschäftigt war, meinen Sesterz einzupacken. An der Wand dahinter befanden sich eine Reihe von Schubladen und Schränken mit Münzen, und im Nebenraum hatte Philip eine große Auswahl seiner Münzen in Glasschränken rundum an den Wänden ausgestellt. Ich trat ein, und um nicht so sehr aufzufallen, wandte ich mich nach links und ging langsam im Uhrzeigersinn an den Schränken entlang, in denen die Münzen in chronologischer Ordnung präsentiert waren. Der erste Glasschrank zeigte eine Auswahl vorrömischer Münzen, überwiegend griechische, und dann eine kleine Sammlung indischer und chinesischer Münzen, die Philip zu erweitern gedachte, jetzt aber noch irgendwo am Rande des Römischen Reiches platziert hatte. Unter einem langen Fenster, durch das man auf die Straße sehen konnte, stand ein niedriges Regal mit Katalogen und Büchern, und in den Schränken an den beiden übrigen Wänden waren römische Münzen nach Epochen und Formen geordnet. Ich bewegte mich zu den Schränken mit Münzen des römischen Kaiserreichs und betrachtete Philips übersichtliche Anordnung, welche die Reihe von Kaisern einer unkomplizierten Zeitfolge gleichen ließ, einer Ansammlung von Gesichtern, die sich mühelos ineinanderfügten und die Geschichte als ununterbrochenes Band zeigten. Mein Gang an den Schränken entlang war mir wohlbekannt, ich hatte ihn schon etliche Male unternommen. Die römischen Kaiser und Kaiserinnen, ihre Götter und Göttinnen und die kleinen Symbole und Gegenstände, die uns zeigen sollten, wer sie waren, gaben mir Ruhe – und Zeit, die Lage zu durchdenken.

Neben dem letzten Glasschrank, in dem Münzen aus der Zeit der Auflösung des weströmischen Reichs und eine kleinere Gruppe oströmischer Münzen ausgestellt waren, befand sich die Tür zum Hinterzimmer des Geschäfts. Sie war weit geöffnet. An der einen Wand standen der Küchentisch, ein Kühlschrank und ein Spülbecken und an der anderen eine Reihe von Schränken. Am Ende der Schränke stapelten sich einige Kisten, und hinter den Kisten hatte am Tag zuvor der Gasheizofen gestanden.

Als Marie kurz darauf einen Anruf beantwortete, huschte ich rasch in das Hinterzimmer, und ganz richtig: am Ende des Raums, sorgfältig in die Ecke geschoben, standen eine blaue Gasflasche und ein Heizofen, der von einer unberührten Staubschicht bedeckt war.

Das Mal an meiner Hand tat immer noch ein bisschen weh, aber es war ein Schmerz, an den ich mich bereits so sehr gewöhnt hatte, dass ich nur an ihn dachte, wenn ich mich stieß oder eine plötzliche Bewegung machte. Solange ich die Hand ruhig hielt, war der Schmerz nur ein schwaches Nebengeräusch in meinem Nervensystem, nichts Besonderes, eine geringfügige Verletzung, eine Brandwunde, verursacht von einem verstaubten Gasheizofen, der seit dem letzten Winter nicht mehr in Gebrauch gewesen war

Ich ging schnell zu Marie zurück, bezahlte meinen Sesterz und verließ den Laden. Die Münze war für Thomas. Ich hatte mich noch nicht entschieden, ob ich sofort zu ihm zurückfahren oder ob ich noch warten würde. Laut ursprünglichem Plan sollte ich gerade auf dem Weg zur Bibliothèque 18 sein, freilich unter der Voraussetzung, dass im Verlauf der Nacht der neunzehnte November angefangen hatte. Da das nicht der Fall war, ging ich stattdessen in eine Apotheke und kaufte Brandwundenpflaster und eine antiseptische Creme.

Im Hotel nahm ich ein großes längliches Pflaster aus der Packung und klebte es auf die Wunde, die ein wenig geschwollen war und eine rötliche Farbe angenommen hatte. Dann rief ich Thomas an. Ich erzählte ihm von der Zeitverwerfung, die ich entdeckt, aber sonst kein anderer bemerkt hatte, und gab zu, dass dies mein eigentlicher Grund gewesen sei, weshalb ich ihn ein paar Stunden früher angerufen hatte. Ich wollte ihn nicht beunruhigen, aber jetzt sähe ich keinen anderen Ausweg mehr, als ihn in das Problem einzuweißen. In den nächsten Minuten gab ich die Vorkommnisse des achtzehnten Novembers mit einer Unzahl von Einzelheiten wieder, die mir inzwischen nicht mehr so klar im Gedächtnis sind. Ich berichtete von meinen Besuchen in den Antiquariaten, von den Büchern, die ich nun zum zweiten Mal gekauft hatte, von meinem Besuch bei Marie und dem verstaubten Gasheizofen im Hinterzimmer. Von dem Sesterz, den ich ihm schenken wollte, sagte ich nichts, aber ich glaube, die anderen Ereignisse an meinem ersten und an meinem zweiten achtzehnten November wurden in dem langen Monolog vollständig wiedergegeben, dem Thomas quasi ohne Kommentare oder Fragen lauschte.

Was ich von meinem Anruf besonders deutlich im Gedächtnis behalten habe, ist das Ungleichgewicht, das auf einmal zwischen uns entstand, als ich unser Gespräch am Abend zuvor wiedergab. Thomas fing an, mit einer gewissen Unruhe in der Stimme Fragen zu stellen. Er begriff, dass er an meinem achtzehnten November teilgenommen, dass er mit mir gesprochen und von seinem Tag berichtet hatte. Ich konnte ihm berichten, wie der Tag verlaufen war, ich konnte vom Wetter und von Ereignissen erzählen, an die er selber keine Erinnerung mehr hatte.

Dass ich die Wahrheit sagte, bezweifelte er nicht. Er hatte mit mir gesprochen und es vergessen. Das war es, was ihn erschreckte. Dass ich einen Fehler an der normalen voranschreitenden Zeit erlebt

hatte, war das Eine. Aber dass er selbst bei meinem Tag dabei gewesen war, dass er Gespräche geführt und Handlungen vollzogen hatte, an die er sich nicht erinnerte, versetzte ihn augenscheinlich in das gleiche irritierende Schwindelgefühl, das ich selber empfunden hatte, als am Morgen im Hotel die Brotscheibe zu Boden schwebte. Der seltsame Moment, in dem der feste Grund verschwindet und man mit einem Mal das Gefühl hat, die ganze Vorhersagbarkeit der Welt könne aufgehoben werden, als wäre plötzlich eine existenzielle Alarmbereitschaft aktiviert, eine stille Panik, die einen weder flüchten noch um Hilfe rufen lässt und die keinen Rettungswagen und keinen Feuerwehreinsatz fordert. Es scheint, als läge diese Bereitschaft ganz hinten im Bewusstsein, fast wie ein Grundton, den man allgemein nicht hört, der aber in dem Moment einsetzt, in dem man die Unberechenbarkeit der Welt entdeckt, die Gewissheit, dass sich innerhalb eines Augenblicks alles verändern kann, dass das, was nicht geschehen kann, was wir absolut nicht erwarten, trotz allem eine Möglichkeit ist. Nämlich, dass die Zeit anhält. Dass die Schwerkraft außer Kraft gesetzt wird. Dass die Logik der Welt und die Gesetze der Natur zusammenbrechen. Dass wir einsehen müssen, dass unsere Erwartung der Konstanz der Welt auf unsicherem Fundament ruht. Es gibt keine Garantien, und hinter all dem, was wir gewöhnlich als sicher annehmen, liegen unwahrscheinliche Ausnahmen, plötzliche Risse und unvorstellbare Gesetzesbrüche.

Seltsam, dass man vom Unwahrscheinlichen derart in Unruhe versetzt werden kann, denke ich nun. Wo wir doch wissen, dass unsere ganze Existenz auf Merkwürdigkeiten und unwahrscheinlichen Koinzidenzen beruht. Dass wir es diesen Merkwürdigkeiten verdanken, überhaupt hier zu sein. Dass es auf diesem Etwas, das wir unseren Planeten nennen, Menschen gibt, dass wir auf einer rotierenden Kugel verkehren können, in einem unermesslichen Welt-raum voll unbegreiflich großer Objekte mit so kleinen Teilchen,

dass der Gedanke es gar nicht fasst, wie klein und wie zahlreich sie sind. Dass diese unendlich kleinen Partikel inmitten des unbegreiflich Großen in der Lage sind, sich selbst zusammenzuhalten. Dass wir uns schwebend halten können. Dass wir überhaupt existieren. Dass jeder von uns dieser Einzelne aus unermesslich vielen Möglichkeiten geworden ist. Das Undenkbare tragen wir ständig mit uns. Es ist schon geschehen: Wir gehen umher und sind unwahrscheinlich, wir sind aus einer Wolke von unglaublichen Koinzidenzen gestiegen. Man sollte meinen, dieses Wissen könne uns doch ein wenig darauf vorbereiten, dem Unwahrscheinlichen zu begegnen. Aber offenbar ist es umgekehrt. Wir haben uns daran gewöhnt, damit zu leben, ohne jeden Morgen schwindlig zu werden, und anstatt sich vorsichtig und zögernd in konstanter Verwunderung zu bewegen, laufen wir durch die Gegend, als wäre nichts geschehen, nehmen die Merkwürdigkeit als gegeben hin und werden schwindlig, wenn das Dasein sich zeigt, wie es ist: unwahrscheinlich, unvorhersagbar, merkwürdig.

Und dann setzt sie ein, die Alarmbereitschaft, ich konnte es hören, genau das ging in Thomas vor sich, während ich hier im Hotelzimmer saß, immer noch verwirrt darüber, den wiederholten Fall einer Brotscheibe miterlebt zu haben. Ich hörte es an seiner Stimme. Die stille Panik, als er begriff, was geschehen war, und sein tastender Versuch, eine sinnvolle Erklärung zu finden. Es war nicht die Telefonverbindung, mit der etwas nicht stimmte. Nein, es war sein fester Grund, der verschwand, seine Alarmbereitschaft, die aktiviert, der Erste-Hilfe-Kasten, der ausgepackt wurde. Die Öffnung auf eine Welt, in der sich alles verändern kann. Eine Zeit, die aus den Fugen gerät, ein Tag, der sich wiederholt, Erlebnisse, die spurlos aus dem Gedächtnis verschwinden, Staub, der auf Flächen zurückkehrt, von denen man ihn, man weiß es genau, weggeschickt hatte.

In der Regel schließt sich die Öffnung wieder. Das Merkwürdige bekommt eine natürliche Erklärung, man hatte falsch gesehen oder sich falsch erinnert, man hat die Dinge durcheinandergebracht, man hat sich in den Tagen geirrt, das Verschwundene taucht wieder auf, das Unverständliche ergibt doch einen Sinn, es war eine optische Täuschung oder ein Versehen, es war ein Traum oder ein Missverständnis, die Welt wird in Ordnung gebracht, das Schwindelgefühl verklingt, man kann erleichtert aufatmen.

Aber diesmal nicht. Zwei Tage hintereinander hatte ich den Fall eines Stückes Brot beobachtet, da war nichts misszuverstehen. Ich hatte gesehen, wie Marie den Staub von einem Heizofen gewischt hatte, der eben jetzt genauso verstaubt dastand wie vorher, als wir ihn aus Philip Maurels Hinterzimmer geholt hatten. Thomas und ich hatten miteinander gesprochen. Er hatte mir von seinem Tag berichtet. Ich konnte mich an seinen achtzehnten November erinnern, er nicht, aber wir wussten beide, dass ich recht hatte. Ich hatte mich nicht geirrt. Es gab keine Verwechslungen oder Verwirrungen. Ich war mir meiner Sache sicher, und für Thomas gab es keinen Grund, daran zu zweifeln.

Er wolle sich den Tag genauer ansehen, sagte Thomas. Die Unruhe in seiner Stimme hörte ich nach wie vor. Es lag ihm sehr daran, das Gespräch zu beenden. Er wolle einen Spaziergang machen und mich binnen Kurzem zurückrufen. Als es nach einer guten halben Stunde klingelte, hatte er im Netz nachgeforscht, mehrere Zeitungen durchforstet und zwei Bankfilialen und ein Geschäft mit Büroartikeln aufgesucht, jetzt saß er im Café La Petite Échelle mitten in Clairon. Es nieselte, es war kurz nach zwei, er hatte eben die Glockenschläge vom Kirchturm neben dem Café gehört, und er war sich sicher, es war der achtzehnte November.

Er fand keine Erklärung, aber die Fakten des Tages waren simpel: Ich war zwei Tage hintereinander am selben achtzehnten November aufgewacht, und alles, was um mich herum passierte, lief genauso ab wie am Tag zuvor, die Kopie des Tages, den ich bereits im Gedächtnis abgelegt hatte. Thomas hingegen spürte keinerlei Wiedererkennen, und er fand nicht das geringste Anzeichen dafür, dass er an diesem Tag schon früher einmal teilgenommen haben sollte. Er erinnerte sich nur an unser Gespräch am siebzehnten, das nicht als »gestern« zu bezeichnen ihm außerordentlich schwerfiel.

Wir brachten einige Minuten damit zu, verschiedene Erklärungen zu erörtern: Halluzinationen und Gedächtnisfehler, Missverständnisse und Fehldeutungen, Zeitschleifen und Paralleluniversen, aber keiner dieser Erklärungsversuche erschien uns letztendlich sinnvoll. Reisen in unbekannte Dimensionen hielten wir beide nicht für möglich, und die nächstliegende Erklärung war natürlich, dass ich mir das Ganze nur vorstellte, eine Halluzination, eine etwas zu lebensechte Phantasie, ein Traum. Aber dass mein ganzer achtzehnter November ein Traum, eine Fiktion, eine Halluzination gewesen sein sollte, war nicht überzeugend: Fiktionen verursachen keine Brandwunden, man träumt nicht eine ganze Morgenzeitung, und normalerweise begegnet einem die präzise Kopie seiner Halluzinationen nicht beim Frühstück in einem Pariser Mittelklassehotel. Wir tappten im Dunkeln. Das Einzige, was wir mit Sicherheit sagen konnten, war, dass ich eine Welt wahrnahm, die im Laufe der Nacht zu ihrem Ausgangspunkt zurückgekehrt war, sich um 24 Stunden verschoben hatte und exakt wie am vorigen Tag wieder aufgefunden werden konnte.

Es war nicht ganz einfach zu entscheiden, was wir nun tun sollten. Wir schwankten zwischen verschiedenen Lösungen: Ich könnte bleiben, wo ich war, und schauen, was der Tag ergab, oder auf der

Stelle zurückfahren, zu Thomas, dem einzigen, der ja nun von dieser Zeitverwerfung betroffen war, und wahrscheinlich dem einzigen, mit dem ich dieses merkwürdige Phänomen teilen konnte, ohne Argwohn zu begegnen oder als Verrückte, als Sonderling oder schlicht als Lügnerin betrachtet zu werden. Natürlich hätte Thomas auch nach Paris kommen können, um hier gemeinsam mit mir die Sache zu untersuchen oder darauf zu warten, dass der Tag wieder normal wurde, aber er glaubte nicht, dass das Problem dadurch zu lösen sei, und je länger unser Gespräch dauerte, umso mehr erschien uns meine Heimreise als einzige Lösung. Hier konnten wir nicht viel ausrichten. Ich musste zurück.

Wir versicherten uns gegenseitig, dass wir uns bald sehen würden, und beendeten das Gespräch. Beruhigt packte ich meine Sachen. Ich sammelte die Bücher zusammen, schlug sie sorgfältig ein und legte sie in meine Tasche, zog den Mantel an und machte mich auf den Weg zum Bahnhof, den ich nach einer halben Stunde erreichte. Nach einer knapp einstündigen Wartezeit setzte ich mich in einen Zug nach Lille, wo ich umstieg und nach Clairon-sous-Bois weiterfuhr.

Als ich in Clairon aus dem Zug stieg, war es dunkel. Ich hatte versucht, ein Taxi zu bestellen, konnte aber am Telefon keine Verbindung herstellen, sodass ich mich entschied, die knapp zwei Kilometer bis zu unserem Haus zu Fuß zu gehen. Als ich im Zug saß, hatte es angefangen zu regnen, der Wind hatte ein wenig aufgefrischt, und mit aufgespanntem Regenschirm in der einen Hand und der Tasche über der Schulter des anderen Arms ging ich in den Regen hinaus. Es war gegen sieben Uhr abends, auf der Straße waren Pfützen, es war dunkel und kalt, und der Regen ließ immer nur für wenige Minuten nach. Die Brandwunde an meiner Hand, von der ich im Zug nicht viel gemerkt hatte, sandte nun wieder bei jedem Schritt einen stechenden Schmerz durch mei-

nen Körper. Ich merkte, dass sich das Pflaster im Regen abzulösen begann, und ab und zu hielt ich an, versuchte es wieder festzukleben oder warf meine Tasche über die andere Schulter und nahm den Regenschirm in die entgegengesetzte Hand, aber das änderte nicht viel, der Schmerz verzog sich für ein paar Sekunden und machte sich dann gleich wieder bemerkbar.

Seltsamerweise hatte die Wanderung vom Bahnhof zu unserem Haus etwas Beruhigendes. Als passte sie zur Situation und als stimmten die Kälte, das Unbehagen und die schmerzende Wunde mit meiner inneren Unruhe überein. Da war nicht nur das Erlebnis, dass etwas schiefgelaufen war, und da war nicht nur das Gefühl von Kälte, Unruhe und Unbehagen. Da war auch der Glaube, dass eine Lösung bevorstand, die Gewissheit, dass, wenn ich bloß durch die Kälte und die ganze Nässe hindurchwanderte, wenn ich den Schmerz in der Hand aushielte, wenn ich mich vorwärtsbewegte, den Schirm fest in der Hand und die schwere Tasche über der Schulter, wenn ich Schritt für Schritt durch den Regen weitermarschierte – dass ich dann bis zu einem Haus durchkommen würde, in ein warmes Wohnzimmer und zu Thomas, der drinnen auf mich wartete. Ich war allein, in Wasser und Kälte gefangen, mit einer Verbrennung an der Hand und einer Tasche voller Bücher über der Schulter, aber die Lage war nicht unmöglich, und wenn es am Ende meiner Wanderung bloß Schutz vor dem Regen, trockene Kleider und einen wartenden Thomas gäbe, würde sich auch eine Lösung finden lassen. Ich musste nur noch diesen Fußmarsch im Regen durchstehen.

Als ich ankam, war alles wie erwartet. Die Straßenlaterne vor dem Haus ließ die Büsche im Vorgarten ihre vertrauten Schatten an die feuchte Hauswand werfen. Der Gemüsegarten lag im Halbdunkel, und von der Straße aus war die weiß gestrichene Tür des Schuppens zu sehen. Die Steinplatten im Vorgarten führten mich

von der Straße bis zur Haustür, genau wie immer. Es war November, es regnete, ich bin in Bordeaux gewesen, habe auf der Rückfahrt in Paris Halt gemacht, habe Philip Maurel besucht und Bücher eingekauft und bin wie geplant nach zwei Tagen zurückgekehrt. Die einzige Unregelmäßigkeit war, dass ich Nami Charet nicht getroffen hatte und dass es nicht der neunzehnte November geworden war. Eine kleine Variation, ein Fehler in der Zahlenreihe, eine Zeitverwerfung, ein Defekt, den ich nicht unmittelbar ausbessern konnte, ein Problem, dessen Umfang ich noch nicht überschauen und das ich daher weder als Bagatelle noch als Katastrophe bezeichnen konnte, sondern das eben hier, während ich auf den Steinplatten aufs Haus zuing, zu einem Detail wurde, das warten konnte.

In den Tagen, die seit meinem Marsch durch den Regen vergangen sind, hat der kleine Zeitdefekt an Gewicht zugenommen: ein Datumsfehler, der nicht mehr zu übersehen war. Wenn ich zurückdenke, kann ich weiterhin das Gefühl von dem Abend nachempfinden, als ich vom Bahnhof zu unserem Haus ging. Einen kurzen Augenblick lang kann ich die Zeitverwerfung als geringfügiges Detail betrachten, als Problem, das gelöst werden kann, ein Fußmarsch in Kälte und Nässe, der gleich zu Ende ist, aber im Augenblick danach verstehe ich, dass es eben kein Detail ist, das einfach ignoriert werden kann. Der Fehler ging nicht vorüber, er wurde größer, und ich weiß nicht, wie ich ihn zum Verschwinden bringen kann.

Thomas winkte mir durchs Küchenfenster zu, als ich im Licht der Straßenlaterne zu sehen war. Unsere Blicke trafen sich eine Sekunde lang, und Thomas leitete einen Gruß ein, der in der Luft abbrach, bevor er sich umdrehte und zur Haustür eilte. Wir trafen uns in der Türöffnung. Ich schüttelte das Wasser aus dem Schirm, und Thomas ging mich schnell ins Trockene, ins Haus, in

die Wärme, befreite mich zuerst von dem Regenschirm und der Tasche, dann vom Mantel, und dann standen wir da, zwischen uns nur ein einziger Tag, als wäre ich bloß verreist gewesen, aber es war keine gewöhnliche Reise, es war etwas geschehen, man konnte spüren, dass etwas anders war, es war ein unruhiger Unterton in unserm Wiedersehen, und trotzdem kam es mir vor, als wäre ich jetzt in Sicherheit, als wäre gerade noch ein Unglück vermieden worden, ein Hotelbrand, ein Verkehrsunfall, ein Zugunglück, dem ich eben nicht zum Opfer gefallen war. Ich war einer Gefahr entronnen und zurückgekommen. Ich fühlte die Erleichterung im Körper, die wunde Schulter, die sich langsam erholte, den Schmerz an der Hand, der in den Hintergrund trat, und ich fühlte, dass Thomas' Hemd von dem Regen, den ich ins Haus geschleppt hatte, ganz nass wurde.

Als ich die Stiefel ausgezogen hatte, ging Thomas ins Schlafzimmer hoch und holte mir einen warmen Pullover. Ich nahm meine nasse Tasche mit ins Wohnzimmer, holte die Bücher heraus, die vom Regen glücklicherweise unbeschädigt geblieben waren, und legte sie auf den Tisch. Auf dem Boden der Tasche fand ich noch trockene Sachen, ich zog mich um, streifte den Pullover, den Thomas mir geholt hatte, über das Kleid und setzte mich in den einen der beiden Sessel am Fenster. Thomas machte Tee, brachte zwei Tassen und setzte sich in den anderen Sessel. So saßen wir uns gegenüber, in den Sesseln, zwischen uns den niedrigen Tisch, erleichtert, wieder zusammen zu sein, und sprachen über das Wetter, über die Bücher, über Philip und Marie, meinen Unfall mit dem Gasheizofen, die Brandwunde, die ich ihm zeigte, indem ich das Pflaster anhub, und die jetzt rot und nässend geworden war, aber nicht mehr sonderlich wehtat, nicht jetzt, da ich ruhig im Warmen saß.

Das Gespräch glich einem Balanceakt. Sorgfältig vermied ich Wörter, die wir beide unterschiedlich verstanden, Wörter wie »gestern« oder »vorgestern«. Ich sagte »heute« und »der siebzehnte« und »der Abend, an dem ich Philip besuchte«, und auf diese Weise gelang es uns, ohne zu viele Missverständnisse über meine Reise zu sprechen.

Ich gab Thomas den römischen Sesterz. Ich erzählte, ich hätte ihn an dem Vormittag gekauft, als ich in Philips Laden war, um den nicht benutzten Heizofen zu überprüfen. Eigentlich ist Thomas kein Sammler, er hat weder am Wert der Münzen noch an ihrer Seltenheit ein besonderes Interesse, aber im Laufe der Jahre hat er doch eine bemerkenswerte kleine Kollektion aufgebaut. Soweit ich es sehe, gibt es keine irgendwie geartete Systematik, welche Objekte in die Sammlung aufgenommen werden können, die er in einer Schachtel aus kräftigem Karton aufbewahrt. Sie besteht nicht nur aus Münzen, sondern auch aus einer stattlichen Anzahl Briefmarken, ein paar kleinen Kupferstichen und einigen illustrierten Büchern im Taschenformat.

Die Sammlung, wenn man sie so nennen kann, gehört zu den wenigen Dingen, die Thomas noch aus der Zeit vor unserer Bekanntschaft besitzt, und natürlich das Haus, das er von seinem Großvater erbt, zwei, drei Jahre, nachdem wir uns kennengelernt hatten, und der Garten, der nach wie vor demjenigen gleicht, in dem Thomas als Kind gespielt hatte. Wir übernahmen das Haus voller Gegenstände, mit denen Thomas seit seiner Kindheit vertraut gewesen war: die beiden Sessel, den schwarz-weiß gemusterten Teppich im Wohnzimmer, die Tassen auf dem Tisch zwischen uns, den Schreibtisch oben im Büro, die Gerätschaften in der Hütte im Garten, das Regal im Wohnzimmer und die alte Musikanlage, die immer noch funktioniert. Der Rest unserer Möbel stammt aus meiner Wohnung in Brüssel, in die Thomas einzog, kurz nach-

dem wir uns kennengelernt hatten. Er kam mit einigen Kisten antiquarischer Bücher – dem Grundstock dessen, was dann T. & T. Selter wurde – und seiner Schachtel mit der kleinen Sammlung von Objekten, in der, wie ich mir wohl gedacht hatte, auch der römische Sesterz sein Zuhause finden sollte.

Wir verbrachten den größten Teil des Abends im Wohnzimmer. Ich war zurück. Wir waren wieder zusammen. So wie wir da saßen, am Abend, im Wohnzimmer, vor uns die Teetasse, war die Welt beinahe normal geworden. Und doch, es war unmöglich, das Gefühl der Unruhe abzuschütteln, das die Veränderung der Zeit mit sich brachte. Im Laufe des Abends näherten wir uns dem Thema auf verschiedenen Wegen, aber wir konnten keine Erklärung und keinen Ausweg finden. Thomas war der Meinung, das Problem werde sich vielleicht von selber lösen. Er wollte mich beruhigen, oder er wollte sich selbst beruhigen. Irgendwann, sagte er wie nebenbei, werde die Zeit bestimmt zu ihrer ewig voranschreitenden Bewegung zurückkehren. Die Menschheit habe immer mit Verschiebungen im Dasein rechnen müssen, Flüsse, die über ihre Ufer treten, Verkehrsunfälle, ausgerenkte Knöchel, Eiswinter oder Dürre, aber letzten Endes, sagte er, säßen wir hier jetzt, als wäre nichts passiert. Es gebe keine Toten und keine Verletzten.

Ich war unruhig. Als wir spät am Abend ins Bett gingen, nahm ich die Bücher, die ich aus Paris mitgebracht hatte, zur Sicherheit mit ins Schlafzimmer. Ich legte sie ans Fußende des Bettes, bevor wir unter die Decke krochen und uns aneinanderkuschelten, ohne freilich über unsere Pläne am nächsten Tag zu sprechen, was wir normalerweise taten. Vielleicht dachten wir, die Chance, dass alles zu einer normalen Zeit zurückkehrte, sei größer, wenn wir so täten, als wäre nichts passiert.

Dieses Buch wurde von der Danish Arts Foundation gefördert.



Danish Arts  
Foundation

Erste Auflage Berlin 2023

Copyright der deutschen Ausgabe © 2023

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Großbeerenstraße 57 A, 10965 Berlin

[info@matthes-seitz-berlin.de](mailto:info@matthes-seitz-berlin.de)

Copyright der Originalausgabe *Om udregning af rumfang, I* © Solvej Balle, 2020

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Judith Schalansky, Berlin

Gesetzt aus der Bely von Hermann Zanier, Berlin

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-0912-2

[www.matthes-seitz-berlin.de](http://www.matthes-seitz-berlin.de)